

Podcast-Folge: Gewaltprävention durch Soziale Arbeit mit Sport und Bewegung

Anmerkung: Dieses Transkript ist eine gestraffte Fassung der Podcast-Folge. Es bildet die Inhalte sinngemäß ab, jedoch nicht wortwörtlich. Füllwörter wurden gestrichen, teils wurden Sätze gekürzt oder leicht ergänzt, um die Lesbarkeit zu verbessern.

Hallo und Herzlich Willkommen zu MOBILEE TALK – Dein Podcast für Soziale Arbeit mit Sport und Bewegung. In diesem Format sprechen wir mit Menschen, die in diesem Themenfeld aktiv sind, Impulse geben und spannende Einblicke in die Praxis ermöglichen. Heute sprechen wir mit Olaf Zajonc. Olaf ist Berater von MOBILEE und Gründer von IcanDo e.V. Wir sprechen heute über das Thema Gewalt und Gewaltprävention und schauen, was wir in diesem Bereich noch tun können.

Leonie Endewardt: Hallo Olaf, schön, dass du heute hier bist. Magst du dich vorstellen: Wer bist du, was machst du und vor allem, wie ist dein Bezug zum Thema Gewaltprävention?

Olaf Zajonc: Ja, danke für die Einladung, dass ich heute dein bzw. euer Gast sein darf. Gerne stelle ich mich vor. Ich bin 57 Jahre alt, lebe in Hannover und arbeite auch hier – eigentlich schon immer, seitdem ich denken kann – als Sozialpädagoge und Sozialarbeiter. Ich bin auf eine eher untypische Weise zu diesem Beruf gekommen, weil ich erst sehr spät einen Studienplatz bekommen habe. Vorher war ich schon viele Jahre in der Sozialen Arbeit tätig, damals allerdings noch ungelernt. Darüber kann ich später noch etwas mehr berichten, wenn es um die Frage geht, wie ich überhaupt zum Thema Gewalt gekommen bin – denn da liegen die Ursprünge in meiner frühen Erwachsenenzeit.

Heute arbeite ich vor allem zum Thema Gewalt beziehungsweise Gewaltprävention im Zusammenhang mit Spiel, Sport und Bewegung. Das hat sich über die Jahre hinweg zu meinem Kerngebiet entwickelt. Wobei ich sagen muss: Als klassischer Sozialarbeiter bin ich heute eher selten praktisch tätig, obwohl ich das von Zeit zu Zeit immer noch sehr gerne mache. In den letzten Jahren liegt mein Schwerpunkt aber vor allem im Bereich Forschung und Wissenschaft, zum Teil auch in der Lehre an der Universität. Inzwischen bin ich als freier Wissenschaftler im sozialwissenschaftlichen und soziologischen Bereich unterwegs.

Mein Aufgabenfeld ist dadurch vielfältiger geworden: Ich habe Projekte zum Thema Gewalt im Amateurfußball durchgeführt, aber auch zu der Frage gearbeitet, wie Gewaltprävention an Schulen etabliert und mit praxisnahen Projekten umgesetzt werden kann. Seit einigen Jahren beschäftige ich mich außerdem mit Extremismusprävention, zum Beispiel, wenn es um rechtsextreme Aktivitäten im Kampfsport geht. Du siehst also: Das ist eine sehr breite Ebene, auf der ich tätig bin. Man könnte sagen, ich bewege mich sowohl in der Praxis als auch in der Theorie, und genau aus dieser Verbindung ergibt sich mein Arbeitsprofil – was vielleicht etwas untypisch ist.

Leonie Endewardt: Ja, das ist auch eine Besonderheit und ein Grund, warum wir dich heute eingeladen haben: Du bringst sowohl die theoretische Perspektive als auch wertvolle Praxiserfahrungen mit. Du hast ja eben schon einige Themen angeschnitten. Ich würde aber gerne noch einmal einen Schritt zurückgehen. Du bist sehr tief im Thema drin, aber vielleicht können wir für unsere Hörer:innen, die mit Gewaltprävention bisher noch wenig Berührung hatten, einordnen: Was ist eigentlich Gewalt? Was versteht man unter Gewaltprävention? Und mit welchen Formen von Gewalt hast du sowohl theoretisch als auch praktisch zu tun?

Olaf Zajonc: Der Begriff „Gewalt“ ist sehr häufig missverständlich – er ist unscharf, und es gibt eine lange Tradition, ihn zu definieren. Ich schaue vielleicht noch einmal ein Stück zurück, wie ich zu dem Thema gekommen bin. Als junger Mensch habe ich intensiv Kampfkunst betrieben, über viele Jahre hinweg. Dadurch bin ich unmittelbar mit Aggression und Gewalt in Kontakt gekommen. Jede:r, der Kampfsport betreibt, weiß, wovon ich spreche: Es geht in einem geschützten Rahmen darum, sich aggressiv zu begegnen – unter klaren Regeln, bestimmten Etiketten und Werten. Man misst sich sportlich, begegnet sich aber durchaus auch gewaltvoll.

In diesem Zusammenhang wurde ich als junger Mann vom Jugendschutz in Hannover eingeladen, an Projekten mit sogenannten gewaltbereiten Jugendlichen teilzunehmen und diese mitzugestalten. Das war Mitte der 1990er-Jahre. Ich war damals über Kontakte angesprochen worden, in einer Jugendeinrichtung in Hannover Projekte zu entwickeln. Das war das erste Mal, dass ich so etwas gemacht habe – völlig ungebildet im sozialpädagogischen Sinne, ohne Ausbildung als Sozialarbeiter. Aber aufgrund meiner Fähigkeiten im Kampfsport hat man mir diese Arbeit zugetraut. So habe ich einige Jahre in Jugendeinrichtungen mit jungen Menschen aus belasteten sozialen Milieus gearbeitet und dort erste Erfahrungen gesammelt: Was bedeutet es eigentlich, mit einem bestimmten Ansatz mit Jugendlichen zusammenzuarbeiten, denen man das Attribut „gewaltbereit“ zuschreibt?

Damals ist mir zum ersten Mal richtig bewusst geworden, welche hohen Anforderungen diese Arbeit stellt. Später habe ich mich dann weitergebildet und schließlich auch das erwähnte Studium der Sozialen Arbeit abgeschlossen. Darüber hinaus habe ich weitere Studiengänge belegt – nicht mit Abschluss, aber aus großem Wissensdurst: Psychologie, Sozialpsychologie, Soziologie. Ich wollte verstehen, was es braucht, um Gewaltprävention wirklich professionell umzusetzen.

Grundsätzlich folge ich heute einer Definition, die Gewalt als Missbrauch von Macht beschreibt – also dann, wenn jemand Macht für eigene Zwecke nutzt, um andere zu schädigen. In diesem Moment öffnet sich das große Feld der Gewalt. Wir alle wissen, dass Gewalt nicht nur negativ erlebt wird. Das klingt vielleicht zunächst seltsam, aber letztlich ist es so: Auch unser Staat stützt sich auf Gewalt, etwa in Form des Gewaltmonopols. Wenn die Polizei meine Interessen oder meinen Besitz schützt, dann

bin ich froh, dass es eine Instanz gibt, die notfalls auch Gewalt einsetzt. Darin zeigt sich schon die Ambivalenz des Begriffs.

In Deutschland haben wir zusätzlich das sprachliche Problem, dass wir Gewalt kaum differenzieren. Im Englischen unterscheidet man zwischen *empowerment* (als positive Form von Macht) und *violence* (als negativ verstandene Gewaltausübung). Diese Differenzierung fehlt uns. Deshalb ist es so wichtig, sich bei Projekten oder Maßnahmen zu fragen: Was meinen wir eigentlich genau mit Gewalt? Jede Einrichtung, jedes Projekt, jeder Kontext muss für sich definieren, was darunter verstanden wird. Erst dann entsteht die Grundlage für einen strukturierten Prozess der Gewaltprävention.

Das habe ich selbst erst über Jahre gelernt. Anfangs dachte ich noch, Gewalt müsse man einfach „bekämpfen“. Heute weiß ich: Es ist viel komplexer. Dieser Lernprozess hat mich geprägt, und genau das vermittele ich heute in Fortbildungen. Mein Rat ist: Wer Gewaltprävention ernsthaft betreiben möchte, muss sich die Mühe machen, zunächst zu klären, was genau unter Gewalt verstanden wird - und welche Form im eigenen Kontext relevant ist.

Du hast es angesprochen: Gewalt begegnet mir in vielen Formen. Natürlich körperlich-physisch, etwa in Auseinandersetzungen im Sport oder im Arbeitsalltag. Aber auch psychische Gewalt, wie Mobbing, das ich selbst erlebt habe und das viele andere betrifft, gerade im schulischen Kontext. Hinzu kommt strukturelle Gewalt, die in Institutionen oder gesellschaftlichen Rahmenbedingungen angelegt ist. Und schließlich kulturelle Gewalt, der ich vor allem in der Extremismusprävention begegne, etwa im Umfeld rechtsextremer Kampfsportstrukturen. Gewalt ist also ein sehr breites Feld, und jede Form erfordert unterschiedliche Ansätze, um ihr zu begegnen.

Leonie Endewardt: Ja, also das ist wirklich noch einmal wichtig zu betonen: Gewalt lässt sich gar nicht so einfach definieren. Sie zeigt sich in ganz unterschiedlichen Formen, die sich zudem historisch verändern oder durch neue Phänomene ergänzt werden. Ein Beispiel dafür ist Cybermobbing – auch das ist eine Form von Gewalt. Deshalb müssen wir bei jedem Präventionsansatz genau hinschauen: Welche Umstände liegen vor Ort vor, was sind die aktuellen Gegebenheiten und was wollen wir in dieser spezifischen Situation eigentlich erreichen? Habe ich das so richtig verstanden?

Olaf Zajonc: Ja, das möchte ich gerne an einem Phänomen verdeutlichen. Im Kampfsport gibt es eine Entwicklung hin zu immer gewaltvolleren, sehr extremen Formen. Ein Synonym dafür sind die Mixed Martial Arts, die mittlerweile sehr populär sind. Viele Menschen schauen diese Kämpfe, viele betreiben sie selbst. Hier wird besonders deutlich, wie ambivalent die Wahrnehmung ist: Die einen empfinden MMA als brutal, menschenunwürdig und in einer zivilisierten Gesellschaft eigentlich nicht akzeptabel. Manche fordern sogar ein Verbot dieser Sportart. Andere wiederum sehen darin einen respektvollen Umgang miteinander, in dem sich die Kontrahenten in einem

klar definierten Setting begegnen. Genau daran zeigt sich die Ambivalenz im Gewaltverständnis.

Leonie Endewardt: Ich selbst habe mit Kampfsport eigentlich gar keine Berührungspunkte. Aber gerade deshalb finde ich das spannend: Handlungen, die wir in einem anderen Kontext gesellschaftlich niemals akzeptieren würden, werden im Ring plötzlich legitimiert. Vereinfacht gesagt: Sobald wir einen Ring darum bauen, entsteht ein akzeptiertes Setting. Gibt es denn da überhaupt Regeln?

Olaf Zajonc: Das ist tatsächlich ein zentrales Kriterium, um sportliche Gewalthandlungen von realen Gewalthandlungen abzugrenzen: Es gibt Regeln. In einer realen Gewaltsituation entsteht ein Raum ungezügelter Aggression und Machtdemonstration – ohne Begrenzung, ohne Kontrolle. Im Kampfsport dagegen, auch wenn er gesellschaftlich kritisiert wird, existiert ein Regelwerk. Dort gibt es harte Treffer, Schläge und Tritte gegen den Kopf, auch gegen bereits am Boden liegende Kontrahenten. Aber trotz dieser Härte gelten klare Grenzen, die die Athlet:innen kennen und einhalten.

Dazu kommt: Es gibt Schiedsrichter. Sie sorgen dafür, dass das Gewaltphänomen eingegrenzt bleibt und durch Schutzmechanismen kontrolliert wird. Diese Regeln dienen dazu, die Kämpfenden vor schweren Verletzungen oder sogar dem Tod zu schützen. Natürlich gelingt das nicht immer – das Risiko ist enorm hoch, und es gibt schwere Verletzungen bis hin zu Todesfällen im Extremkampfsport. Das ist eine Realität, die man nicht verschweigen darf. Auch in anderen Kampfsportarten und sogar in anderen Sportarten gibt es Todesfälle. Im Kampfsport ist das Risiko natürlich deutlich höher. Deshalb ist es unerlässlich, dass die Athlet:innen innerhalb eines klaren Regelsystems agieren. Entgegen vieler Vorurteile, dass MMA „regel- und grenzenlos“ sei, ist das Gegenteil der Fall: Es gibt sehr viele Regeln, und diese werden auch ständig weiterentwickelt, um den Schutz der Kämpfenden zu verbessern.

Leonie Endewardt: Wir kommen heute zusammen, weil wir bei MOBILEE eine Gewaltpräventionsreihe ins Leben gerufen haben. Darin sprechen wir mit verschiedenen Projekten, die Sport und Bewegung als Mittel nutzen – in Kombination mit sozialer Arbeit –, um Gewalt und Gewaltprävention zu begegnen. Deshalb würde mich deine Einschätzung noch einmal komprimiert für unsere Zuhörer:innen interessieren.

Warum ist Sport und Bewegung eigentlich so hilfreich für die Gewaltprävention? Auf den ersten Blick stellen wir ja in Kampfsportarten sogar ein gewaltgeprägtes Setting zur Verfügung. Warum ist das trotzdem eine Möglichkeit, Gewaltverhalten zu bearbeiten oder ihm zu begegnen? Was macht unser Themenfeld so interessant? Es gibt natürlich Potenziale, aber auch Risiken, über die wir später noch sprechen werden. Aber was sind die besonderen Chancen, die diese Kombination von Sport, Bewegung und Gewaltprävention bietet?

Olaf Zajonc: Das ist tatsächlich eine komplizierte Frage. Meine Einschätzung: Sport, Spiel und Bewegungsangebote eröffnen Räume, in denen Menschen – unter Einhaltung

vereinbarter Regeln, Absprachen und Etiketten – einander auch aggressiv und kämpferisch begegnen können. Das bedeutet: Sie treten in einen Dialog mit ihrem Kampf- oder Spielpartner, führen diesen Dialog körperlich aus und sammeln dadurch intensive Erfahrungen – emotionale Erfahrungen, körperliche Erfahrungen, Erfahrungen von Nähe und Distanz, Grenzerfahrungen. All das sind enorme Potenziale, die Sport, Spiel und Bewegung eröffnen können.

Ich sage bewusst: eröffnen können. Denn das passiert nicht automatisch. Ich propagiere nicht die Idee, dass jedes Sport- oder Spielangebot – insbesondere risikobehaftete Angebote wie Kampfsport – per se für Gewaltprävention geeignet sind. Ganz im Gegenteil: Meiner Meinung nach braucht es dafür hohe Voraussetzungen. Erstens auf der personalen Ebene: Diejenigen, die solche Angebote durchführen, brauchen eine solide fachliche Grundlage, persönliche Eignung und Erfahrung, um mit den entstehenden Dynamiken professionell umzugehen. Zweitens braucht es spezifische Bedingungen, damit Räume, in denen Aggression und Konfrontation stattfinden, für die Beteiligten geschützt bleiben.

Wenn dieser Schutz fehlt, können selbst in Gewaltpräventionsmaßnahmen Momente entstehen, die kontraproduktiv sind – etwa unangenehme Erfahrungen, Scham- oder Zwangssituationen, im schlimmsten Fall sogar echte Gewalterfahrungen. Das muss unbedingt vermieden werden.

Kurzum: Mit Spiel, Sport und Bewegung lassen sich wertvolle Erfahrungsräume schaffen, die im Sinne von Gewaltprävention sehr sinnvoll sind. Aber: Damit sich diese Potenziale wirklich entfalten, braucht es klare Rahmenbedingungen, Schutzmechanismen und hohe Anforderungen an die Personen, die solche Angebote gestalten.

Leonie Endewardt: Olaf, eine Frage zur Zielgruppe solcher Angebote: Wer wird eigentlich gewalttätig – oder anders gefragt: Warum zeigen sich manche Menschen eher gewaltbereit und andere nicht? Was sind die Ursachen? Wenn wir nach Lösungen suchen, stellt sich auch die Frage: Welche Rahmenbedingungen begünstigen Gewalt? Und wie können wir diese Erkenntnisse für die Gewaltprävention nutzen? Gibt es Gruppen, die besonders anfällig sind, gewalttätig zu werden?

Olaf Zajonc: Es gibt in der Fachliteratur identifizierte Risikofaktoren. Dazu gehören zum Beispiel schwache sozioökonomische Bedingungen oder schwierige familiäre Verhältnisse. Wenn Kinder oder Jugendliche in einem Umfeld aufwachsen, in dem Konfliktlösungen häufig gewaltförmig stattfinden, übernehmen sie diese Strategien möglicherweise selbst. Das entspricht einem lerntheoretischen Ansatz: Gewalt wird als akzeptiertes Mittel erlebt und kann dann erlernt werden. Aber – und das ist wichtig – das allein erklärt es nicht.

Es spielen immer auch personale und situationsbezogene Faktoren eine Rolle. Nicht nur Menschen aus sozial belasteten Milieus werden gewalttätig. Gewalt kommt in allen

sozialen Schichten vor. Außerdem dürfen wir den Blick nicht ausschließlich auf die physische Dimension richten. Psychische Gewalt – etwa in Form von Mobbingstrukturen – gehört ebenso in dieses Feld. Je nach Kontext treten unterschiedliche Gewaltformen auf.

Ich denke, es gibt nicht die eine Erklärung, warum Menschen gewalttätig werden. Die Zusammenhänge sind komplex, und oft ist es schwer vorhersehbar, warum jemand in einer bestimmten Situation plötzlich Gewalt ausübt. Manche neigen stärker zu psychischen oder subtileren Gewaltformen, andere eher zu offener körperlicher Gewalt. Aber eine einfache Formel gibt es nicht. Vielleicht muss man sagen: Gewalt entsteht aus dem Zusammenspiel vieler Faktoren – sie kann entstehen, muss es aber nicht.

Leonie Endewardt: Das zeigt einmal mehr, dass es nicht den einen richtigen Weg in der Gewaltprävention gibt. Wir brauchen gesamtgesellschaftlich viele unterschiedliche Ansätze, um das Thema sichtbar zu machen, ernst zu nehmen und überhaupt erst zu erkennen. Wie du sagst: Gewalt kann sichtbar oder unsichtbar sein. Körperliche Gewalt – ein Schlag ins Gesicht – ist viel leichter zu identifizieren, während psychische Gewalt, wie etwa Mobbing, subtiler abläuft und schwerer erkennbar ist.

Bevor wir gleich ausführlich über deine Praxis sprechen – was wir auf jeden Fall noch tun werden –, würde ich gerne beim Kampfsport bleiben. Ich bin kürzlich auf einen Beitrag der Tagesschau gestoßen, der sich mit sogenannten „Active Clubs“ beschäftigt hat. Wenn ich das richtig verstanden habe – korrigiere mich gerne –, handelt es sich dabei um Gruppen, die über bestimmte Sportangebote, vor allem für junge Männer, ideologisches Gedankengut verbreiten wollen. Sport wird also genutzt, um Gemeinschaft zu schaffen und gleichzeitig politische oder ideologische Inhalte zu platzieren.

Das „Verrückte“ daran ist: Sport als Ansprache ist ja auch ein sozialpädagogischer Ansatz, den wir in der Präventionsarbeit nutzen verstärkt nutzen wollen. Wir wollen über Sport überhaupt erst einen Zugang zu bestimmten Zielgruppen bekommen. Und nun sehen wir, dass Sport sowohl für pädagogische Zugänge als auch für extremistische Ansprache genutzt werden kann – mit völlig unterschiedlichen Zielen. Kannst du das für uns einordnen?

Olaf Zajonc: Ja, hier zeigt sich erneut die von mir schon angesprochene Ambivalenz des Sports. Unter bestimmten Bedingungen kann er sehr sinnvolle Räume eröffnen, in denen wir soziale Kompetenzen erlernen und vertiefen, respektvolles Verhalten einüben und neue Erfahrungen sammeln. Auf der anderen Seite kann Sport aber auch riskante, mitunter sogar ideologisch aufgeladene Momente hervorbringen.

Die *Active Clubs* sind ein gutes Beispiel dafür. Dort sind es überwiegend Akteure aus der extremen Rechten, die insbesondere den Kampfsport nutzen. Dieser ist für junge Menschen – vor allem für männliche Heranwachsende – sehr attraktiv. Er wird genutzt, um Zugang zu ihnen zu bekommen, um gemeinsam intensive Erlebnisse zu teilen und

dadurch Bindung aufzubauen. Ziel ist es, diesen jungen Menschen rechtsextreme Ideologien näherzubringen. *Active Clubs* dienen somit als eine Art Rekrutierungspool, in dem junge Menschen ideologisiert werden sollen.

Der Sport wird hier zu einem instrumentellen Werkzeug. Er dient als Transportmittel, um bestimmte Werte und Menschenbilder zu vermitteln: rassistische, diskriminierende, frauenfeindliche und gewaltverherrlichende Vorstellungen von Männlichkeit und Härte. All das wird in diesem Kontext über den Sport weitergegeben. Für unsere Gesellschaft ist das hochgefährlich, denn es handelt sich um demokratiefeindliche Strukturen, die zunächst gar nicht offen sichtbar sind. Für die Jugendlichen, die dort teilnehmen, ist es anfangs kaum erkennbar, dass hinter dem vermeintlichen Sportangebot eine ideologische Agenda steckt. Genau das macht diese Angebote so gefährlich.

Leonie Endewardt: Ja, das klingt auf jeden Fall sehr bedenklich. Ich glaube auch, dass wir solche Entwicklungen noch viel genauer beobachten müssen und ihnen nicht einfach freien Raum lassen dürfen. Vielmehr gilt es, attraktive Angebote für junge Menschen zu schaffen, die Alternativen bieten. Attraktivität ist hier ein wichtiges Stichwort – und zugleich ein Potenzial unseres Themenfeldes. Wir dürfen diese Räume nicht denjenigen überlassen, die Sport als „Catcher“ nutzen, um junge Menschen für völlig andere Zwecke zu gewinnen.

Olaf, eine andere Sportart, die ich gerne mit dir ansprechen würde, ist Fußball. Dazu hast du, wenn ich richtig informiert bin, auch Studien begleitet. Außerdem bringst du ja persönliche Erfahrungen mit, beschäftigst dich aber auch beruflich mit dem Thema. Kannst du uns einordnen, wie sich das Thema „Fußball und Gewalt“ darstellt? Das gilt ja ebenfalls als hoch explosives Feld.

Olaf Zajonc: Gerne. Fußball und Gewalt, beziehungsweise gewalttätige Fans und Hooligans, das Phänomen gibt es schon seit den 1980er- und 1990er-Jahren. Ich selbst habe einige Jahre zu diesem Themenfeld gearbeitet, insbesondere zum Thema Gewalt und Gewaltprävention im Amateurfußball. Man muss sich vor Augen halten: Jedes Wochenende finden in Deutschland Millionen von Amateurfußballspielen statt. Immer wieder kommt es dabei zu Gewalthandlungen, manchmal auch zu sehr schweren Vorfällen.

Ein Ausgangspunkt für eine Initiative des Deutschen Fußball-Bundes (DFB) vor etwa zehn bis zwölf Jahren war ein Vorfall in den Niederlanden, bei dem ein Schiedsrichter bei einem Amateurfußball-Spiel angegriffen wurde. In der Folge wurde auch in Deutschland versucht, eine Präventionsinitiative für den Amateurfußball zu starten. Ich war daran beteiligt und habe fast drei Jahre lang mit dem DFB an der Frage gearbeitet: Wie können wir hier vorgehen? Was können wir tun?

Zunächst hat man versucht, die Dimension des Problems zu erfassen. Es wurden Befragungen und statistische Erhebungen durchgeführt, auch daran war ich beteiligt. Am Ende stand dann die Frage: Was machen wir mit diesen Ergebnissen? Ich habe mein

Erfahrungswissen aus dem Kampfsport in die Diskussion eingebracht. Denn dort kann man beobachten, dass sich trotz intensiven, gewaltförmigen Begegnungen nach dem Kampf respektvoll begegnet wird. Ähnliche Beobachtungen lassen sich auch in anderen Sportarten machen, zum Beispiel im Eishockey. Wer schon einmal Eishockeyspieler auf dem Eis gesehen hat, weiß, wie hart und grob dieser Sport ist. Aber das Interessante ist: Nach all der Härte und den harten Checks zeigen die Spieler Respekt und Nähe. Nach dem Spiel fahren sie aneinander vorbei, geben sich die Hand, manchmal umarmen sie sich sogar. Im Kampfsport ist es genauso: Nach intensiven Kämpfen liegen sich die Kontrahenten in den Armen, zollen sich gegenseitig Respekt und zeigen große Wertschätzung.

Genau das habe ich dem DFB deutlich gemacht: Solche Rituale sind enorm wichtig und sollten auch im Fußball etabliert werden. Und tatsächlich ist der Verband meinem Vorschlag gefolgt. Man hat beschlossen, dass sich die Spieler vor und nach dem Spiel begegnen sollen – sich aufstellen, in die Augen schauen, wahrnehmen: „Das ist ein Mensch, mein Gegner.“ Sich mit einem Handschlag begrüßen und auch nach dem Spiel noch einmal zusammenkommen, ähnlich wie im Kampfsport oder Eishockey.

Das wurde in die offiziellen Regularien aufgenommen. Seitdem gilt die Auflage, dass sich Spieler:innen vor und nach dem Spiel die Hand geben sollen. Leider wird das nicht immer konsequent umgesetzt. Das Problem ist also weniger ein Erkenntnisproblem – wir wissen, wie man Aggressionen eindämmen kann – sondern eher ein Umsetzungsproblem. Bei der Vielzahl an Spielen im Amateurbereich ist es schlicht schwer, überall auf die Einhaltung zu achten.

Aber dieser Ansatz war ein Versuch, durch konkrete Rituale und Gestaltungsformen das Aggressions- und Gewaltpotenzial einzudämmen. Er soll den Spieler:innen verdeutlichen: Jenseits der aggressiven, sportlichen Auseinandersetzung steht mir immer noch ein Mensch gegenüber. Das bedeutet: Ich muss meine Affekte kontrollieren und dem anderen Wertschätzung entgegenbringen. Andernfalls eskaliert die sportliche Aggression in eine echte Gewalthandlung – und dann haben wir eine Täter-Opfer-Situation. Genau das gilt es zu verhindern.

Leonie Endewardt: Ja, spannend, dass solche Mechanismen dazu beitragen können, dass man gewaltpräventiv handelt oder zumindest ein Setting schafft. Damit schlagen wir wieder den Bogen zu unserem Themenfeld: Wir betonen ja immer wieder, dass eine wissenschaftliche Begleitung superwichtig ist, um die verschiedenen Dinge, die wir in unserem Themenfeld ausprobieren, auch zu überprüfen: Eignen sie sich? Genauso gilt das für die Sportarten selbst. Das ist superwichtig, damit wir herauskristallisieren können, was dazu beiträgt, dass wir - trotz Kampfsituationen - am Ende friedlich als Menschen aus dem Sportsetting herausgehen und uns anschließend wieder auf einer anderen Ebene begegnen können. Deswegen ist das Thema wissenschaftliche Begleitung etwas, das wir immer wieder ansprechen. Vielen Dank auch für die Einblicke in die anderen Sportarten.

Olaf Zajonc: Einen Ansatz, den ich hier noch einmal betonen möchte, ist das Konzept „Communities That Care“, ein aus den USA nach Deutschland implementierter wissenschaftlicher Ansatz. Dabei geht es darum, Risikofaktoren zu identifizieren, warum es zu Gewalt kommen kann, und gleichzeitig Schutzfaktoren zu benennen, die dann Inhalt von Maßnahmen sein müssen. Der Ansatz ist also, sehr strukturiert zu agieren.

Das Ganze sollte sich auf eine Analyse der Situation stützen. Jede Situation ist anders, wie vorhin angesprochen. Es braucht einen klaren Gewaltbegriff; man muss sich die jeweilige Situation genau anschauen. Man muss genau überlegen: Welche Form von Gewalt will ich mit welchen Maßnahmen adressieren? Und am Ende ist es wichtig, fachliches Wissen und wissenschaftliche Datenlagen heranzuziehen. All das zusammen macht ein gutes, strukturiertes und wahrscheinlich wirksames Gewaltpräventionsprojekt aus. Das ist eine große Palette und häufig braucht es dafür Expert:innen, die sich mit dem Thema beschäftigen. Ein sinnhaftes Gewaltpräventionsprojekt zu planen, durchzuführen und auszuwerten, ist kein einfaches Unterfangen.

Leonie Endewardt: Vielen Dank auch für den Hinweis. Kommen wir einmal zu deiner Praxis: Olaf, du hast ja auch einen Verein gegründet, den *IcanDo e. V.*, der verschiedene Programme umsetzt. Ihr seid vor allem an Schulen tätig. Kannst du uns kurz abholen: Was ist *IcanDo*? Was sind eure Ansätze und eure Arbeit – und welche Programme stellt ihr zur Verfügung?

Olaf Zajonc: Ja, den *IcanDo* Ansatz – „Ich kann es schaffen“ – habe ich in den letzten 20 Jahren, fast schon über 20 Jahre, entwickelt, verfeinert und ausdefiniert. Es ist ein Leitsatz, den ich aus meiner langjährigen Zeit in der Kampfkunstlehre in das Feld der Sozialen Arbeit hineinzutragen versucht habe. Ich hatte ja vorhin schon erzählt, dass ich als junger Mann in Jugendeinrichtungen mit Kampfsport Gewaltpräventionsmaßnahmen durchgeführt habe. Also im Kontext der Sozialen Arbeit meine ersten Erfahrungen gemacht habe. Und ich habe dann schon sehr früh wahrgenommen: Es braucht einen strukturierten Ansatz, ich brauche auch ein Leitbild.

Und diese Aussage „Ich kann das schaffen, ich bekomme das hin“ war dieses Leitbild. Also ein Blick auf die Stärken, ein Blick auf die Ressourcen, ein Blick auf das, was schon da ist. Den Empowerment-Gedanken auch durch eine klare Leitfigur zu formulieren und in ein Projekt hineinzutragen, anstatt mit der Benennung von Problemen und Defiziten auf die Akteure zuzugehen. Oder – wie später auch im Rahmen der Schulprojekte – auf die Institution Schule, auf Lehrer:innen und Schüler:innen zuzugehen und zu sagen: „Hey, ihr seid problematisch, ihr habt hier Probleme, und wir wissen jetzt, wie das geht.“ Das war mir von Anfang an suspekt. Dementsprechend ist dieser Ansatz so von mir in die Welt gesetzt worden und hat sich bis heute ausdifferenziert.

Wir haben dann begonnen – nachdem es zunächst ein Ansatz der offenen Jugendarbeit war – in den Schulen Projekte zu realisieren, zum Thema soziales Lernen,

Konfliktlösungsstrategien entwickeln innerhalb der Gruppe. Und da spielte das Spiel von Anfang an eine große Rolle. Wir sind bis heute eigentlich nur in den Turnhallen, und das Spiel und das Bewegungsangebot sind das zentrale Mittel dieses Ansatzes, in Verbindung mit einigen spezifisch ausgewählten Methoden der professionellen Sozialen Arbeit.

Das ist das, was wir dort eigentlich gemacht haben. Damit waren wir sehr früh, vielleicht sogar die ersten, die versucht haben, diese Verbindung ganz systematisch herzustellen: also Spiel- und Sportangebote spezifisch zu gestalten und mit Methoden der Sozialen Arbeit zu verbinden. Das macht diesen Ansatz aus. Er hat sich dann weiterentwickelt, auch in Richtung andere Freizeitangebote. Wir haben einige Jahre lang, mit starker Unterstützung der Niedersächsischen Lotto-Sport-Stiftung, im großen Stil Feriencamps durchgeführt und waren da Impulsgeber. Heute gibt es in Hannover in den Ferien durchgehend Feriencamps – das war vor 20 Jahren anders. Da waren wir die ersten, die das gemacht haben. Darauf sind wir sehr stolz, genauso wie auf eine Straßenfußballliga, die wir gegründet haben.

Alle diese verschiedenen Projekte stützen sich auf diesen Ansatz der Ressourcenorientierung: Hilfe und Unterstützung denjenigen anzubieten, die sonst häufig hören, was sie nicht können. Das ist für uns ein Game Changer. Wir glauben, dass das eine ganz wichtige Botschaft ist. Denn junge Menschen ständig damit zu konfrontieren, dass sie „nicht normal“ sind, dass sie „an sich arbeiten müssen“, dass sie „nicht sozial genug“ sind – all diese Etikettierungen, die man ihnen überstülpt, sind alles andere als hilfreich. Hilfestellungen anzubieten, auf die eigenen Ressourcen, Selbststeuerungskapazitäten und Möglichkeiten zu schauen, ihnen zu helfen, ihre Rolle in Gruppen zu finden und mit eigenen aggressiven Potenzialen umzugehen – das sind die Ansätze, die wir bei *IcanDo* bevorzugen.

Und ja, daraus hat sich mittlerweile ein sehr weitreichender Ansatz entwickelt. Wir sind an vielen Schulen unterwegs, mittlerweile sehr stark nachgefragt. Wir sind ein kleines Team und ein kleiner Verein, und ich begleite den Verein inhaltlich. Wir arbeiten mit jungen Menschen im Bundesfreiwilligendienst zusammen, haben dabei aber immer einen hohen Anspruch an unsere Arbeit. Es ist ein sehr strukturiertes Programm. Besonders intensiv arbeiten wir mit den Lehrkräften, im Sinne der Selbstreflexion.

Der Fokus hat sich über die Jahre verschoben: ein Stück weg von der Arbeit mit den Schüler:innen, weg von der Haltung „da stimmt was nicht mit den Schüler:innen“ oder „meine Klasse funktioniert nicht, wir haben hier die Schwachen und dort die Problematischen“. Hin zu: „Schaut doch mal auf die Gruppendynamik insgesamt, und welche Rolle die Anleitenden und Lehrkräfte haben.“ Deshalb arbeiten wir mittlerweile sehr intensiv mit Lehrer:innen und Schulsozialarbeiter:innen zusammen, um die Dynamik in Gruppen zu identifizieren und zu analysieren, um Hebel und Ansatzpunkte zu finden, wie der Rahmen besser geschützt werden kann – durch alle Beteiligten. Denn diejenigen, die immer als „problematisch“ erscheinen, haben enorme Potenziale. Sie

nicht zu verkennen, sondern sichtbar zu machen und alle Beteiligten dafür zu sensibilisieren – das ist heute die Kernaufgabe, die wir in unseren *IcanDo*-Projekten versuchen zu realisieren.

Leonie Endewardt: Ich finde auch, wenn man immer nur auf die Dinge schaut, die nicht klappen – also auf die Defizite –, dann ist das unglaublich bremsend und demotivierend. Jede:r, der das schon einmal erlebt hat, weiß, wie es sich anfühlt, wenn jemand sagt: „Das schaffst du nicht.“ Dein Ansatz zeigt ja genau das Gegenteil: dass Menschen manchmal einfach ein anderes Setting brauchen, um ihre Ressourcen und Stärken erkennen zu können.

Ich durfte dich ja auch einmal einen Tag in der Praxis begleiten, und das war ein kompletter Kontrast zu den schulischen Anforderungen. Da wird sichtbar, dass jemand vielleicht sehr stark in seinen sozialen Fähigkeiten ist – etwas, das er oder sie in Deutsch oder Mathe natürlich kaum zeigen kann.

Mich interessiert: Was spiegeln dir eigentlich die Lehrkräfte zurück? Was ich an deinem Ansatz besonders finde, ist ja, dass die Lehrkräfte in eine Beobachtungsposition gehen. Das heißt, du „nimmst“ die Klasse nicht für dich allein, um dein Programm durchzuführen, während die Lehrer:innen quasi freigestellt sind, sondern du bindest sie aktiv ein. Sie sollen ihre Schüler:innen einmal aus einer ganz anderen Perspektive kennenlernen. Könntest du darauf noch eingehen? Denn die Lehrkräfte einzubinden, hat ja auch so eine Art Multiplikator-Idee – wenn ich das richtig verstanden habe.

Olaf Zajonc: Ja, genau. Insbesondere das, was du gerade angesprochen hast, hat sich über die vielen Jahre, in denen wir diese Projekte durchführen, als sehr gewinnbringend für die Schulen und Lehrkräfte herausgestellt. Wir binden die Lehrkräfte und auch die Schulsozialarbeiter:innen ganz bewusst ein – und zwar in der Rolle von Beobachter:innen. Sie sehen die Szenen, die wir mit den Kindern und Jugendlichen entwickeln.

Diese Szenen entstehen über das Spiel und zeigen sehr viel über die Gruppendynamik, über die einzelnen Charaktere, über Persönlichkeiten, über ihre Möglichkeiten, Ressourcen und Potenziale, aber auch über ihre Begrenzungen und Schwierigkeiten. Für uns ist es dabei entscheidend, von diesem defizitären Ansatz wegzukommen – also nicht nur darauf zu schauen, was nicht gelingt, und daran herumzudoktern. Stattdessen wollen wir den Blick weiten.

Denn, wie wir schon gesagt haben: Gewalt ist ein komplexes Phänomen, das sich aus vielen verschiedenen Faktoren ergibt. Es ist nicht nur „die einzelne Person, die problematisch ist“. Es gibt auch strukturelle Bedingungen, die Gewalt begünstigen. Und natürlich bringen die Kinder ihre geografischen, soziokulturellen oder auch migrantischen Prägungen mit. All das sind Lebensbedingungen, die wir einbeziehen müssen, um den Blick auf das große Ganze zu schärfen.

Natürlich stehen Lehrkräfte im Schulalltag vor einer besonderen Herausforderung: Sie haben den Auftrag, Wissen zu vermitteln – also Lehrpläne einzuhalten, Fachdidaktik umzusetzen, theoretisches Wissen weiterzugeben. Das führt zwangsläufig zu einem sehr bewegungsarmen Alltag. Dieses Problem ist lange bekannt. Junge Menschen, die besonders starke Potenziale auf der körperlichen, physischen Ebene haben, können ihre Stärken, wie du es eben angesprochen hast, im Schulalltag oft gar nicht ausspielen. Der Schulalltag ist geprägt vom Abfragen theoretischen Wissens. Das führt zu Frustrationsmomenten. In der Turnhalle haben wir die Möglichkeit, den Blick auf andere Kapazitäten und Potenziale zu richten. Auf einmal erscheinen solche jungen Menschen ganz anders – als potenzialreich. Das sind Aha-Momente, in denen Lehrkräfte und Sozialarbeiter:innen sagen: „Heute habe ich den Schüler bzw. die Schülerin ganz anders kennengelernt. Da konnte er oder sie total konstruktiv mit der Gruppe arbeiten.“ Das Potenzial ist da, braucht aber spezifische Bedingungen, um sich entfalten zu können. In ihrem Unterricht haben Lehrkräfte diese Bedingungen häufig nicht, kein Wunder also, dass Frustration und Demoralisierung mitunter dazu führen, dass aggressives Verhalten hervorbrechen kann. Unser Ansatz ist, für diese Zusammenhänge Verständnis zu schaffen und zu sensibilisieren. Wir gehen immer offensiv in die Projekte und sagen: Wir werden das Verhalten der Kinder oder Jugendlichen in der Kürze der Projektzeit nicht verändern. Auf keinen Fall geben wir Heilsversprechen. Aber wir können gemeinsam herausfinden: Was sind die Dynamiken? Was sind die Bedingungen? Was sind die Bedürfnisse? Ziel ist ein möglichst fehlerfreundlicher Alltag, eine fehlerfreundliche Kultur, in der man respektvoll miteinander umgeht, Achtsamkeit konkret erlebt und vor allem ein großes Verständnis für die jeweiligen Bedingungen der einzelnen Kinder und Jugendlichen entwickelt.

Auch Lehrkräfte sind Teil der Gruppe. Sie sagen uns selbst: „Wir werden durch bestimmte Verhaltensweisen angetriggert, möchten darüber aber mehr erfahren und lernen. Wir brauchen Hilfe und Unterstützung.“ Wir alle sind Teil eines Systems, das geprägt ist von ungleicher Ressourcenverteilung, Diskriminierung und mitunter unfairen Notensystemen – von grundsätzlicher Ungleichbehandlung. Unter diesen Bedingungen leiden auch Lehrkräfte. Deshalb versuchen wir, ihnen ebenso Hilfestellung anzubieten und den Fokus nicht nur auf die scheinbar problematischen Kinder zu richten.

Leonie Endewardt: Ja, das zeigt einmal mehr: Gewaltprävention ist komplex, und wir brauchen viele Ansätze – es kann nicht nur einen Weg geben, um dieses Thema ganzheitlich zu bearbeiten. Kannst du noch mal kurz einen Einblick geben – auch für Menschen, die vielleicht nicht an der Schule tätig sind? Warum ruft man euch? Also: Was ist gerade in den Schulen los, dass wir solche Projekte brauchen? Ich habe auch mit anderen Projekten gesprochen, die mir Ähnliches schildern: Der Bedarf an Projekten wie euren oder Programmen wie *IcanDo*, die ihr anbietet, ist immens gestiegen. Und irgendwie haben wir ja ein Thema mit bestimmten Handlungen oder Verhaltensweisen an Schulen – und sicher auch in anderen Kontexten –, die von den bisherigen Strukturen

nicht mehr gut aufgefangen werden. Brauchen wir da Veränderungen? Was ist los an den Schulen – und warum ist das so sinnvoll?

Olaf Zajonc: Grundsätzlich bin ich kein Freund davon, in den Raum zu stellen, dass sich die Situation plötzlich problematischer darstellt als zu anderen Zeiten. Es sind jeweils Momentaufnahmen, die wir machen können. Daraus aber zu folgern, dass wir grundsätzliche Problematiken plötzlich in geballter Form erleben oder dass es Zuspitzungen gibt – etwa eine häufig beschriebene Zunahme an Gewaltverhalten von Kindern und Jugendlichen –, lässt sich mit empirischen Daten der Kriminologie teilweise sogar widerlegen. Dem würde ich so nicht folgen. Ich glaube vielmehr, dass eine stärkere Sensibilität entstanden ist, weil das Thema Gewalt bzw. Gewaltprävention in gewisser Weise enttabuisiert wurde. Vor 20–30 Jahren war es noch sehr schwer, als Sozialarbeiter:in an eine Schule zu gehen und zu sagen: „Hey, wir bieten euch Unterstützung zum Thema Gewalt an.“ Oft hieß es: „Wir haben dieses Problem nicht.“ Auch das Eingeständnis, dass es im System Schule Schwierigkeiten gibt, mit denen Lehrkräfte zu knabbern haben, war tabuisiert. Die Zunahme an Sozialarbeiter:innen an Schulen ist ein Kennzeichen dafür, dass man sich dem Thema mehr zuwendet. Entsprechend ist der Bedarf gewachsen: Lehrkräfte und Schulsozialarbeiter:innen können heute eher sagen: „Wir brauchen Unterstützung“, „Wir haben Bedarf im Umgang mit problematischen Verhaltensweisen.“

Gut, wir hatten die Corona-Pandemie. Wir haben in unseren Projekten festgestellt – und Lehrkräfte bestätigen das –, dass sich dadurch an Schulen vieles verändert hat. Dinge haben sich zugespitzt. Viele Kinder haben Schwierigkeiten, ihre Rolle innerhalb der Gruppenstrukturen, innerhalb der Schulklassen, zu finden. Gruppendynamik wird stärker zum Thema. Das mag mitunter ein Ergebnis von zwei Jahren eingeschränkter Sozialerfahrungen sein, sodass bestimmte Lernerfahrungen nicht gemacht werden konnten und sich heute verzögert zeigen. Das kann durchaus sein. Ich glaube aber, dass es trotz alledem grundsätzlich eine Aufgabe für Schulen ist, sich der Gruppendynamik in Klassen zuzuwenden. Denn darin entscheidet sich, ob sich gewalttätiges Handeln auf Dauer etablieren kann oder ob frühzeitig, unter Einfluss aller Beteiligten (Schüler:innen, Lehrkräfte, ggf. Eltern), präventive Maßnahmen ergriffen werden, sodass sich keine gewaltförmigen Strukturen entfalten. Das ist, glaube ich, immer schon ein Thema für Schule gewesen - nicht erst plötzlich und nicht in „Zunahme“. Wo in potenziell strukturell gewaltförmigen Institutionen Menschen zusammenkommen, droht immer die Gefahr, dass Gewalt sich entfaltet - das gilt grundsätzlich auch für Schule.

Leonie: Super, vielen Dank, dass du noch mal klargestellt hast, dass die Problematik nicht „bei den Kindern und Jugendlichen“ liegt, sondern wir gesamtgesellschaftlich eher präventiver denken und bereit sind, Hilfe anzufordern und einzufordern. Das ist eigentlich eine schöne Entwicklung. Und es ist vielleicht stärker ein strukturelles Thema als ein individuelles. Wir sollten also die strukturellen Rahmenbedingungen prüfen: Wie können wir Dinge verbessern, damit wir präventiv unterwegs sind?

Olaf Zajonc: Ich würde noch einen Schritt weitergehen. Wir müssen stärker auf die Prägungen der Menschen, der Kinder und Heranwachsenden durch die Kultur schauen, in der wir leben und in der sie aufwachsen. Das auf die personale Dimension herunterzuberechnen („die Kinder und Jugendlichen sind problematisch“) verschließt den Blick dafür, dass in bestimmten Institutionen strukturelle Risiken zur Gewaltentwicklung angelegt sind und dass Menschen sich nur so verhalten können, wie diese Kultur es über Sozialisationsprozesse an sie heranträgt. Das sollte unseren Blick erweitern und uns dazu führen, grundsätzlich zu fragen: Wie leben wir hier zusammen? Was ist unser Verständnis von Gewalt und Machtstrukturen? Dass Kinder und Jugendliche letztlich nur das reproduzieren, was die Erwachsenenwelt, die Medienwelt und die politische Welt – also wir als Erziehende – vorleben, erscheint mir sehr logisch und ist soziologisch längst belegt. Norbert Elias, der Zivilisationsforscher, sagte: „Jede Gesellschaft hat ihren Sport.“ Wenn wir heute auf Sport schauen und sehen, wie gewaltförmig er teils ist, dann gehört dieser Sport in unsere Gesellschaft, die in vielen Bereichen ebenfalls gewaltförmig strukturiert ist. Und wenn Kinder und Jugendliche sich gewaltförmig ausdrücken, sind das auch Ergebnisse unserer Kultur. Diese Sensibilität wäre mir wichtig, statt den Fokus auf das Gewaltverhalten Einzelner zu richten. Das greift zu kurz.

Leonie Endewardt: Ja, und es ist Aufgabe der Erwachsenen, Sozialpädagogin hin oder her, Kinder und Jugendliche zu schützen und ihnen gute Rahmenbedingungen zu geben, damit sie genug Möglichkeiten haben, sich konflikt- bzw. gewaltfrei mit ihren Bedürfnissen auseinanderzusetzen.

Olaf Zajonc: Ja, und Kinder haben eine große, friedvolle, achtsame, soziale Grundhaltung. Diese Offenheit von Kindern für Neues, sich anleiten zu lassen, sich mitnehmen zu lassen, die erstaunt mich nach über 20 Jahren immer noch. Ich glaube, wir können von Kindern lernen. Da steht noch ein Paradigmenwechsel an: Kinder nicht nur als Subjekte zu sehen, die man beschult und denen man etwas beibringt, sondern als junge Menschen, von denen wir Achtsamkeit, Umgang und Offenheit lernen können. In der Sozialen Arbeit ist da noch viel Luft nach oben.

Leonie Endewardt: Ich finde das auch spannend. Wer selbst Kinder hat oder mit Kindern arbeitet, merkt: Lässt man etwas Luft für Kreativität, die wir als Erwachsene oft künstlich „herstellen“ müssen, bringen Kinder enorm viel mit. Unabhängig davon, ob Ideen realistisch sind oder nicht: Das Spektrum an Kreativität ist immens und eine enorme Ressource. Da kann ich dir nur zustimmen: Wir nutzen sie noch viel zu wenig.

Olaf Zajonc: Friedensreich Hundertwasser hat den schönen Leitspruch geprägt: „Die beste Art und Weise, Gewalt zu begegnen, ist Kreativität.“ Daran sollten wir uns immer wieder erinnern. Es gibt nicht das eine Projekt, nicht nur den einen Ansatz, etwa Sanktionen oder Kampfsportprojekte. Es gibt unheimlich viele kreative Ansätze, die wir als Mittel in der Sozialen Arbeit nutzen können. Jede:r sollte überlegen: Was liegt mir? Was kann ich authentisch anbieten? Es muss auch nicht immer sportiv sein, das kann auch spielerisch sein. Das kann einfaches Spiel sein, freies Spiel, theatralisches Spiel.

Mein Rat: Mut zum eigenen Kreativitätspotenzial. Was kann ich authentisch an Kinder und Jugendliche weitergeben? Schon ist die Brücke da, und es eröffnen sich Räume, in denen man sich begegnet. Das ist ein wichtiger Bestandteil jeder gewaltpräventiven Initiative.

Leonie Endewardt: Da muss ich wieder den Bogen zu unserer Gewaltpräventionsreihe im MOBILEE-Magazin schlagen. Dort sprechen wir ja mit verschiedenen Projekten, und ich durfte schon viele kreative Ansätze kennenlernen – von Kooperationen mit der Polizei bis „Gefangene helfen Jugendlichen“. Die Vielfalt ist groß, und genau die brauchen wir. Bevor wir zum Ende kommen, eine Frage: Hast du einen schönen Moment aus deiner Praxis, eine Erfahrung von Lehrkräften, die zeigt, was Projekte wie *IcanDo* in Klassen bewirken können? Natürlich bringt nie ein einzelnes Projekt allein die Veränderung, es sind immer viele Faktoren, die Veränderungen bewirken können. Aber gibt es eine Geschichte, die dir besonders in Erinnerung geblieben ist?

Olaf Zajonc: In den Jahren gab es viele solcher Momente, und ich bin froh und dankbar, dass wir im Team diese Arbeit machen können und sie als wertvoll wahrgenommen wird. Eine Situation kommt mir immer wieder in den Sinn und hat mich sehr berührt. Es gab ein Projekt mit einer Klasse, die im Vorfeld als hochgradig problematisch beschrieben worden war. Wie wir schon gesagt haben: viele Kinder, die „nicht funktionieren“, die „nicht richtig mitspielen“. Über die Arbeit mit der Gruppe zeigte sich, dass diese Klasse sich gar nicht als Klasse empfunden hat. Das ist kein Einzelfall: Viele Schulklassen erleben sich nicht als Klasse; es wird ständig gestritten, Rollen sind unklar, Konflikte tauchen in alltäglichen Situationen auf.

In diesem Projekt ist es uns, zusammen mit der Schulsozialarbeiterin und der Lehrkraft, gelungen, ein neues Gruppenverständnis herzustellen. Wir haben gemeinsam daran gearbeitet und am Ende kam tatsächlich eine Schülerin zu uns und sagte: „Vielen Dank, *IcanDo*-Team – jetzt sind wir zu einer Klasse geworden.“ Das war ein sehr rührender Moment. Das war möglich, weil die Lehrerin überzeugt vom Ansatz war, dass wir „nur“ mit Spielen und bestimmten Fragestellungen dazu beitragen konnten, dass diese Klasse sich erstmals als Gruppe erlebt hat. Später hörten wir, dass das getragen hat und Konflikte abnahmen - einfach durch die Hilfestellung, Übungen anzubieten, in denen sich die Klasse vertrauensvoll begegnen konnte. Für solche Momente lohnt sich die Arbeit.

Leonie Endewardt: Total schön – da bekomme ich direkt Gänsehaut. Es ist toll, mitzubekommen, wie Gemeinschaft entsteht, Kinder sich integriert fühlen und Zusammenhalt empfinden. Offenbar gibt es gute Mechanismen, um solche Momente zu schaffen.

Olaf Zajonc: Ich denke, Sozialarbeiter:innen, die mit Gruppen arbeiten, sollten den Fokus besonders auf Vertrauen legen. Wo Vertrauen herrscht, handeln Menschen in der Regel seltener aggressiv oder gewalttätig. Es geht um Bedürfnisbefriedigung, um

Gesehen- und Anerkannt werden. Wird man in einer Gruppe gesehen und anerkannt, hält man mehr aus und wird mitgetragen. Vertrauen herzustellen und daran zu arbeiten, ist ein zentraler Faktor der Gewaltprävention. Man braucht nicht immer den „heißen Stuhl“, strenge Regeln oder Konfrontation. Manchmal geht es darum, den Schlüssel zu finden, wie Achtsamkeit und Vertrauen in Gruppen gestärkt werden können.

Leonie Endewardt: Dann sind wir wieder am Anfang: Man muss sich immer die Situation anschauen. Eine Klasse, die wenig Zusammenhalt empfindet, braucht in dem Moment eher Verbindendes; eine andere Klasse braucht etwas ganz anderes, weil sie eine andere Thematik hat.

Olaf Zajonc: Und sie sollten die Möglichkeit haben zu erleben, dass man sich als Mensch begegnet – mit den jeweiligen Voraussetzungen, Hintergründen, Biografien und Möglichkeiten. Hinter jeder Biografie steht ein Mensch. Sich in die Augen zu schauen, sich in Nähe zu begegnen, solche Momente herzustellen, ist enorm wichtig.

Leonie Endewardt: Zum Schluss: Was können wir als Netzwerk mitnehmen? Was wünschst du dir auf Projektebene, aber auch gesellschaftlich und strukturell rund um Gewaltprävention mit Blick in die Zukunft? Wie sollte es sein, wohin sollten wir uns entwickeln?

Olaf Zajonc: Was ich seit Langem propagiere und auch in meinen Beratungen für Verbände, Träger, Stiftungen betone: Es braucht zweierlei. Erstens einen gut strukturierten, gut konzipierten Ansatz, auf den von mir genannten Grundlagen. Anspruchsvolle Projektarbeit im Feld Gewaltprävention ist kein leichtes Unterfangen; sie braucht ein starkes Konzept und Selbstreflexion: Wo stehe ich? Zweitens sollte man auf förder- und politischer Ebene weg von kurzfristigen Projektierungen. Alles Mögliche wird heute „projektiert“. Soziale Arbeit darf sich nicht projektieren lassen, sie braucht einen langen Atem. Wirkung zu betrachten, ist sinnvoll – aber „Wirkleitern“ und „Wirkketten“ dürfen nicht das alleinige Förderkriterium sein. Das „Gießkannenprinzip“ – alle bekommen ein bisschen – halte ich für nicht sinnvoll. Man sollte Projekte je nach Kapazitäten und Möglichkeiten unterschiedlich unterstützen und fördern, um Nachhaltigkeit zu sichern. Das ist eine Aufgabe für die fördernde Ebene und die Politik.

Und drittens: den Blick erweitern. Gewalt hat nicht nur eine physische Form; es gibt verschiedene Formen und Dimensionen. Die kulturelle Situation der Menschen muss stärker einbezogen werden. Wir tragen als Erwachsene, Entscheidungsträger:innen, Politiker:innen Verantwortung und dürfen nicht nur mit dem Finger auf „Probleme“ zeigen, sondern müssen uns fragen: In welcher Welt leben wir eigentlich, welche Menschen wachsen unter diesen Bedingungen heran, und welches Verhalten ist naheliegend? Diesen weiten Blick wünsche ich mir – neben Nachhaltigkeit und hoher Projektqualität – als übergeordnete Anforderung.

Leonie Endewardt: In Bezug auf Vertrauen: Vertrauen braucht Zeit. Gerade „systementtäuschten“ Menschen eine Hilfestellung zu ermöglichen – was Soziale Arbeit

ja will – passt schlecht zu Projektlaufzeiten von zwei Jahren. Kaum haben sich Menschen an ein Angebot gewöhnt, ist es wieder weg. Das prägt Erfahrungen und wird aufs nächste Projekt übertragen: Vielleicht mache ich dann nicht mehr mit, beteilige mich nicht mehr, klinke mich aus. Das ist schwer zu ändern – und genau deshalb brauchen wir eine langfristige Perspektive.

Olaf Zajonc: Ja. Diese Strukturen prägen Menschen in ihren Erfahrungen – und sogar Sprache: „Maßnahmen-Biografien“. Junge Menschen, die in Institutionen „scheitern“, nicht dem Maß der Normalität entsprechen, werden von Maßnahme zu Maßnahme gereicht – zeitlich begrenzt, mit dem Auftrag, etwas zu „reparieren“. Das ist Unfug. Es geht um Beziehungsarbeit. Die lässt sich nicht über kurze Maßnahmen reparieren. Sozialarbeiter:innen verstehen sich – zu Recht – als Beziehungsarbeiter:innen. Dafür braucht es passende Rahmenbedingungen. Beziehungsarbeit braucht Zeit und darf sich nicht engen zeitlichen und monetären Vorgaben unterordnen. Bricht begonnene Beziehungsarbeit ab, lernen junge Menschen: „Es lohnt sich nicht, in Beziehungen zu investieren.“ Dann kann Aggression oder Gewalt als Option erscheinen, denn „die Beziehung bringt mir ja nichts“.

Leonie Endewardt: Ich hätte gern ein positiveres Ende, aber wir nehmen mit: Es lohnt sich, auf Rahmenbedingungen zu schauen und sie anzupassen. Dann können Vertrauen, Beziehungsarbeit und wirkliche Gewaltprävention – im großen, kreativen Sinn, den wir gesamtgesellschaftlich in vielen Bereichen brauchen – wirklich getragen werden, sei es im Schulkontext oder anderswo. Olaf, vielen lieben Dank für das schöne Gespräch und die wertvollen Einblicke in Praxis und Theorie und danke, dass du den Start mit uns gemacht hast.

Olaf Zajonc: Danke dir. Schöne Sache – weiter so.